Bunte Kriegs-Chronik aus deutschen Landen

Der kommende Mann?

Der neue Leiter des Auswärtigen Amts. Von Dr. Max Rudolf Kaufmann (zurzeit in Zürich).

Der neue Staatssekretär des Auswärtigen Amts in Berlin, Richard von Kühlmann, der es in selten rasch zurückgelegter Laufbahn vom Botschaftsrat zum kaiserlichen Gesandten und von da zum Botschafter und Staatssekretär gebracht hat, ist weiteren Kreisen noch wenig bekannt. Ein paar charakteristische Züge seines Wesens mögen das bisher bekannte Porträt vervollständigen. Persönliche Eindrücke, die ich während meiner Konstantinopler Tätigkeit von diesem geistvollen Diplomaten empfangen habe, mögen meiner kurzen Betrachtung als Grundlage dienen.

Werfen wir einen Blick auf die Landkarte und verfolgen wir darauf die diplomatische Laufbahn des neuen Staatssekretärs, so werden wir an der Wahrnehmung nicht vorübergehen können, daß Baron von Kühlmann eine diplomatische Schule durchgemacht hat, wie sie nicht bald von einem zweiten Diplomaten aufzuweisen sein dürfte. Petersburg, Teheran, Tanger, Washington, London, Haag, Konstantinopel und dazwischen Stockholm. Das ist ein Fahrplan, der für einen Mann wie Kühlmann von großem Wert sein mußte, und zwar um so wertvoller, als der weitblickende, kühn zugreifende und auf allen Gebieten bewanderte Staatsmann überall zu günstiger Zeit eintraf, das heißt, zur Zeit politischer Hochtonjunktur, als es galt, seinen Mann zu stellen.

Dr. von Kühlmann,
der neue Minister des Aeußern.

Als Baron von Kühlmann nach Kriegsausbruch als Botschaftsrat der deutschen Botschaft in Konstantinopel zugeteilt wurde, kam er auf ziemlich direktem Wege von London. Ein Kenner des Orients, ein Wirtschaftspolitiker und kluger Kopf, war er der Mann am Platz gewesen, dem Fürst Lichnowsky die bedeutungsvollen deutsch-englischen Verhandlungen über die Fortführung des Bagdad-Bahnunternehmens übertragen konnte. Kühlmann wird jetzt von gewissen Leuten im alldeutschen Lager, die sich einbilden, die Entdeckung seiner Englandfreundlichkeit gemacht zu haben, als Schreckgespenst hingestellt, und es kommt ihnen dabei gar nicht darauf an, englische Stimmen, die das Gegenteil behaupten, zu übersehen. Sie scheinen vergessen zu haben, daß es bis kurz vor dem Krieg in der „Daily Mail" eine ständige Rubrik gegeben hat, in der unter dem fett gedruckten Stichwort „Baron Kühlmann day by day" jeder Schritt, jede Geste des deutschen Botschaftsrats kommentiert wurde. Was man dort zu lesen bekam, sprach wenig dafür, daß die englische Presse von der sogenannten Englandfreundlichkeit des deutschen Diplomaten überzeugt war.

In Wirklichkeit schießen beide Beurteilungen, die des Grafen Reventlow, wie sie in der „Deutschen Tageszeitung" zum Ausdruck kommt, und die, die heute zum Beispiel der „Manchester Guardian" seinen Lesern über Kühlmann auftischt, weit über die Tatsachen hinaus. Der neue Staatssekretär ist, das kann wohl unterstrichen werden, als Botschaftsrat in London weder englandfreundlich noch englandfeindlich gewesen. Für ihn gab es zur Zeit seiner Londoner Tätigkeit nur einen Standpunkt, und das war der eines klugen, deutschen Diplomaten von weitsichtigem Blick, der ihm von seinen Vorgesetzten, Wolff-Metternich, Marschall von Bieberstein und Lichnowsky, gewiß nicht verboten wurde. Für Kühlmann gab es keine unmittelbaren deutsch-englischen Reibungsinteressen. Ihm schwebte als Ziel die Möglichkeit vor Augen, auf einem bestimmten, eng umgrenzten Gebiet eine Verständigung zu treffen. Diese Möglichkeit schien ihm am ehesten auf kolonialem Gebiet durchführbar. Er dachte dabei an Afrika. Denselben Grundsatz hat von Kühlmann für die Verhandlungen betreffend den Bau der Bagdadbahn aufgestellt. Hier ging er von der Erwägung aus, daß das deutsche Unternehmen keine aggressiven Absichten gegen England enthalte. Verständigung war seine Losung, nicht Engländerei und nicht Englandfeindlichkeit. Das Ziel Kühlmanns war beinahe erreicht. Die Verträge waren fertig. Da kam der Krieg, und er hat die Frage der Zweckmäßigkeit der Kühlmannschen Englandpolitik unbeantwortet gelassen.

Kühlmanns Konstantinopeler Tätigkeit stellte das Höchstmaß von Anforderungen, die überhaupt an einen Diplomaten gestellt werden können, an ihn. Es war ein gefährlicher Boden, auf dem er sich bewegte, und nur derjenige wird sein Verdienst um das deutsch-türkische Bündnis richtig werten können, der den Wettlauf um die türkische Freundschaft im Sommer 1914 miterlebt hat. Die Namen der beiden Schiffe „Goeben" und „Breslau" werden auf alle Zeiten mit dem Namen des damaligen deutschen Botschaftsrats verbunden bleiben.

Kühlmann ist alles andere als ein einseitiger Diplomat. Seine engen Beziehungen zu Handels- und Finanzkreisen haben seine diplomatische Tätigkeit stets beeinflußt. Der Diplomat arbeitete Hand in Hand mit dem Wirtschaftspolitiker. Das zeigte sich auf jedem Posten, den Kühlmann bekleidete. In dieser Hinsicht machte sich unbedingt der Einfluß seiner nächsten Umgebung geltend: Vom Vater, dem ehemaligen Direktor der anatolischen Eisenbahnen, hat er, in einer der bedeutendsten Handelsstädte des Orients, in Smyrna, geboren, den tüchtigen Geschäftsgeist geerbt, den er, durch seine Verheiratung aufs engste mit den Stummschen Stahlwerken verbunden, in weitestgehendem Maße entfalten konnte. Und dieses väterliche Erbe hat in ihm zweifellos auch das so überaus große kulturelle Interesse wachsen lassen, das sich, man kann wohl sagen, auf alle Gebiete des Wissens und der Kunst erstreckt. Der Diplomat nahm von jeher regen Anteil am kulturellen Leben der Völker, bei denen er seine politische Mission zu erfüllen hatte. Sein Haus, die reichen Sammlungen und Schätze, sind ein sprechender Beweis dafür.

Kühlmanns Beziehungen zur Kunst sind auch in den bisherigen Charakteristiken seiner Persönlichkeit nicht mit dem nötigen Nachdruck erwähnt worden. Denn dieses feine Verständnis für alle Kunst hat sich bisher stets auf den Diplomaten Kühlmann übertragen. Hervorragende alte und moderne Meister schmücken seine Besitzung in Bayern. Das ist der Einfluß Münchens, das er in seiner Jugend sah. Und dieser so ausgeprägte Kunstsinn übertrug sich bei ihm auch auf die schöne Literatur, und von hier führten die Fäden zur Presse. Wer heute einen jener kleinen Fünfzigpfennigbände des Inselverlags zur Hand nimmt, wird kaum auf den Gedanken kommen, daß der geistige Urheber dieser Bände kein anderer ist als der neue Staatssekretär des Auswärtigen Amts in Berlin. Künstlerische und verwandtschaftliche Beziehungen zu dem bekannten, im Laufe des Krieges verstorbenen Dichter und Inhaber des Inselverlags, A. V. Heymel, brachten von Kühlmann in die Bücherwelt, an deren Entwicklung er nicht geringen Anteil hat. Die Kunst, der das Haus Kühlmann von jeher eine Heimstätte gewesen ist — die junge, schöne, erst vor wenigen Wochen an den Folgen des Typhus in Konstantinopel verstorbene Gemahlin, eine geborene von Stumm, hat selbst, als Mädchen auf Montmartre der Malerei gehuldigt — brachte Herrn von Kühlmann mit der Presse in Verbindung, und man darf wohl sagen, daß es bisher keinen deutschen Diplomaten gegeben hat, der ein so großes Verständnis für die Bedeutung der Presse aufwies, wie gerade der neue Staatssekretär. Verständnis und Achtung. Wer je mit ihm in dieser Hinsicht Fühlung nehmen konnte, wird dieses Urteil unterschreiben müssen. Gerade die deutsche Presse, die allen Anlaß hatte, sich über ungenügende Beachtung von Seiten der deutschen Diplomatie zu beklagen, wird im neuen Staatssekretär einen Freund und Gönner finden.

Blinder Direktor einer Blindenanstalt

In Florenz steht die Anstalt für die im Kriege erblindeten Soldaten unter der Leitung des Prof. Pietro Landriani, der selbst das Augenlicht verloren hat; er war früher Professor der Physik an der Universität Pavia. Landriani führt, nur von einem Sekretär unterstützt, den ganzen Briefwechsel mit den Zweiganstalten, mit der Regierung und den besonders umfangreichen mit den Blinden ganz allein. Außerdem leitet er das Blindenmuseum, in welchem alles, was das Leben und die Unterweisung der Blinden betrifft, einen Platz findet; er sorgt für die Bibliothek (in Blindenschrift) und gibt zwei Zeitungen in Blindenschrift heraus.

Kohlensparnis.

Auf eine Anfrage der zürcherischen kantonalen Erziehungsdirektion an das Rektorat der Universität Zürich, auf welche Weise eine Ersparnis an Feuerung erzielt werden konnte, hat das Rektorat folgende Vorschläge ausgearbeitet: 1. Ausdehnung der Weihnachtsferien auf vier Wochen (21. Dezember bis 22. Januar); 2. Verlängerung der Unterrichtszeit im März; 3. Ausfall des ganzen Unterrichtsbetriebes am Samstag; 4. Beschränkung der täglichen Unterrichtszeit auf 8—5 Uhr und Schluß der Seminarien, Laboratorien und Sammlungen um 4 Uhr; 5. völlige Ausschaltung der Auditorien; 6. tunlichste Einschränkung der Heizung der Sammlungen und Reduktion der Korridorbeleuchtung auf das unumgänglich Notwendige von 5 Uhr an, Verlegung der Antrittsvorlesungen.

Artilleristen aus der Schlacht.

Von Dr. Max Osborn.

Westlicher Kriegsschauplatz. Ein zertrümmertes Nest zwischen sanften Höhenzügen. Im Schnittpunkt dreier Talsenken anmutig hingelagert.

Ein paar Häuser stehen noch. Darunter das dunkelbraun getünchte „Hotel de Ville", das in putziger Monumentalität einen viereckigen Platz mit einer viereckigen Zeile viereckig beschnittener Bäume beherrscht—es ist, wie man sieht, die Klarheit des französischen Geistes, die sich von der romantisch-wüst-barbarischen Verworrenheit alter deutscher Stadtmärkte wohltuend abhebt.

Aber sonst ist nicht mehr viel da, was den Namen „stattlich" beanspruchen kann. Rechts und links des kleinen Flüßchens, das sich mit schneller Strömung durch Weidengebüsch schlängelt, haben Geschosse aller Kaliber herumgefegt. Von einem Wohnhaus hat sich noch ein Stück der Fassade behauptet, von der ein Eisengitterbalkon an einer verklammerten Stange herunterbaumelt. Von einem kleinen Geschäftshaus blieben als Rest nur zwei Steinpfeiler des Erdgeschosses mit einem quer darüber gelegten Eisenträger, der noch das Schild des verendeten Ladens krampfhaft festhält.

Doch je leerer die Mauern, um so belebter die Straßen. Ohne Aufhören trabt und rattert es über das verschmutzte Pflaster, durch die Schlammbrühe der anderen, ungepflasterten Wege. Sanitätsautos mit Anhängern sausen heran zu dem Lazarett, das in Baracken auf der Wiese aufgebaut ist, und setzen die armen Burschen ab, die vor Verdun geblutet haben. Sausen zurück zum Verbandsplatz, um neue Ladung zu holen. Daß sie nicht lange darauf zu warten haben werden, beweist das Rollen des Artilleriekampfes, das fernhin über Hügeln und Tälern die reine Luft erfüllt. Auch Leichtverwundete kommen an. Auf Leiterwagen und zu Fuß. Melden sich bei der Sammelstelle.

Eine Munitionskolonne zieht hinaus, ein riesiger Wurm, der weithin über die Landstraße kriecht. Ihr begegnet ein anderer Zug. Zwei Batterien kommen aus der Schlacht. Feldgeschütze und Mörser. Wochenlang haben sie ohne Unterbrechung gearbeitet. Nun sollen sie sich in kurzer Reserveстellung ein bischen erholen. Sie ziehen heran, phantastische Gruppen: Lehmmenschen und Lehmwagen. Keine Farbe der Uniform, der Mützen, der Achselstücke, der Wagen, der Geschütze mehr — alles eine einzige gelbe Masse. Bespritzt, vertleistert, verklebt. Die Pferde mit einer gelben Schicht überzogen, die fest und dann brüchig ward, als trügen sie die Hautkruste von Elefanten. Die Gesichter der Mannschaft blaß, überanstrengt. Der Blick gleichmütig, ernst. Als wollte er sagen: diesmal hat's uns noch verschont; und jetzt kommt Ruhe, Erholung, Schlaf; weiter denken wir nicht.

Das Ganze halt! Sie steigen ab und rasten auf der Straße, wo ein Trupp Infanteristen zum Appell angetreten ist. Begrüßung. Anstarren. Anfreundung. Ein Feldgeschütz wird weiter gefahren, um die Ecke, zur „Kanonenklinik", wo irgendein Schaden repariert werden soll. Einer der Artillerieoffiziere ist vom Pferd gestiegen, reckt die Arme, macht Kniebeuge, verläßt den Trupp und betrachtet sich den viereckigen Stadtplatz. Er sieht aus, wie aus einem Schlammbad gezogen. Auch das Gesicht ist mit Spritzern bedeckt, die auf den Bartstoppeln sitzen. Aber inmitten all dieser Verwüstung glänzt, wenngleich ebenfalls bespritzt, ein Monokel. Das ist der ruhende Pol in dem Gewirr. Es ist das Erkennungszeichen des Vorgesetzten, in diesem Zustand das einzige Merkmal des Offiziers. Und es ist zugleich die Rettung des Kulturmenschen. Dies Rundglas stellt die verlorene Verbindung des Kriegsmannes mit der Welt her, aus der er kommt, und die ihm nicht ganz entschwinden darf, will er Haltung bewahren. Monokel — man hat in Friedenszeiten oft über dich gelächelt, jetzt bewährst auch du dich!

Die Batterien haben schweren Dienst hinter sich. Sie haben seit dem Beginn der Verdunkämpfe mitgefochten. Von drei Stellen haben sie gefunkt. Zweimal sind sie mächtige Strecken vorgerückt. Und können erzählen . . .

Ja „vorrücken" — das klingt so einfach, meinen sie, aber was bringt das für Mühen mit sich! Von denen des Abbauens, Weiterziehens, Wiedereinbauens nicht zu reden. Das macht ja Freude. Wenn auch der Franzmann auf die Wege funkt. Aber dann heißt es, sich neu einrichten. Im Walde „Hütten bauen". Verflucht noch einmal! Diese Gegend! Eine Wüste ist sie, weiter nichts. Die Dörfer, Gehöfte, Mühlen: Schutt und Asche. Die früheren französischen Unterstände? Vielen Dank. Die kennen die Kerle drüben ja ganz genau. Jeden Meter kennen sie in dem Gelände, in dem sie Jahre gehaust. Nun befeuern sie das alles systematisch. Also heißt es sich anders einrichten. Bei dem Sauwetter, das wochenlang herrschte. Mein Gott, die Pferde hatten es am schlimmsten. Die armen Gäule. Oft bis zum Bauch im Schlamm. Nachts, in den niederträchtig kalten Nächten dieses Februars und März, mit einer Decke nur geschützt. Na, und sie selber hatten's wahrhaftig auch nicht besser als die Pferde. Nässe, Kälte, Regen, Schnee, Schmutz, knietief aufgeweichte Wege. Die Wälder voll Zacken und Stolperdraht. Und immer Streufeuer. Herrgott, war das eine Zeit!

Einmal hatten sie Schwarze gefaßt. Das war im Wald von Wavril, nordöstlich von Beaumont, gewesen. Ein weißer Franzose, den sie fingen, hatte ihnen schon vorher von den dunklen Brüdern berichtet. Es war ein drolliger Kerl, der auf die Frage, was er im Zivilleben sei, antwortete: „artiste en tout". Also ein Tausendkünstler. Ja, die Neger, hatte er lachend gesagt, das sei eine Gesellschaft. Zum Nahkampf, mit dem Bajonett, wohl zu brauchen. Aber im Artilleriefeuer einfach unmöglich. Das hätten sie nicht ausgehalten. Sie wären so toll geworden, daß sie sogar gemeutert und auf die anwesenden französischen Soldaten geschossen hätten. Mit Mühe und Not habe man sie gewaltsam zur Raison gebracht.

Dann ging die Batterie weiter südlich zum Fosset-Wald, nordöstlich von Louvemont, wo Kampf und Vorrücken, die man sich vorher besonders schwierig gedacht hatte, überraschend leicht gewesen wären. Frei aufgefahren waren sie damals, ohne Deckung, und nun losgeschossen, daß die Rohre stöhnten! Und es klappte. Die feindlichen Flieger sahen sie nicht. Meist war das Wetter schlecht. Die Artilleristen sprechen von ihren Luftwächtern wie von schützenden Göttern. Freilich, die Beobachtung war schwer. Immer wieder rissen im wütenden Gegenfeuer der Franzosen Telephonleitungen. Dennoch: es ging.

Einige Stunden mochten vergangen sein, als ich wieder durch den Ort kam. Ein Major, den ich kannte und begrüßte, stand da mit einem Oberleutnant im Gespräch. Und wie ich näher hinsehe, erkenne ich das Monokel von vorhin. Aber wie hatte sich das verändert, was um den ruhenden Pol herumlag! Ein neuer Mensch schien erstanden. Tadellose Uniform, tadellose Stiefel. Das Haar gescheitelt. Das Gesicht rasiert. Die Hände, einen Augenblick ohne Handschuhe, strahlten in saubersten Gepflegtheit. Da er meinen verblüfften Blick sah, lachte er:

„Ich habe ein paar Tage Urlaub." Seine Augen leuchteten in kindlicher Vergnügtheit. Ein Tertianer, der einen Tag „frei" bekommt, kann nicht naivglücklicher aussehen.

Und dann erzählt auch er. Er gehörte zu der anderen der beiden Batterien, deren Einzug ich vorher mitangesehen hatte. „Eine verteufelte Ecke, sage ich Ihnen." Diese Dörfer um Verdun! Die haben es in sich! Die alte Stadtredensart: „auf die Dörfer gehen", als Bezeichnung leichter Stiche, mühelosen Einstreichens, sei hier in ihr Gegenteil umgekehrt. Gerade die Dörfer sind hier Brennpunkte des dichten französischen Verteidigungsnetzes. Die Häuser, die Keller, die Garten- und Friedhofsmauern, alte massive Bauten, versteckte Winkel, das alles gibt endlose Möglichkeiten zur Beobachtung, zu festen Unterständen, zum Anbringen verschmitzter Hindernisse, zum unauffindbaren Einbau von Maschinengewehren.

So wars bei Douaumont. Der Kampf um das Dorf war mindestens so schwer wie der um die Panzerfeste. Nicht anders sieht es bei Vaux, wo das Dorf in einer Schlucht gelegen, sehr stark befestigt war. Der Kampf ist von wilder Erbitterung. Und das machte höllische Arbeit!

„Und wie lange haben Sie selbst nicht ausgespannt?"

„Ich? Na, es geht an. Seit einem Jahre. Aber jetzt gehts los! Da ist schon mein Wägelchen. Und nun zur nächsten Bahnstation, noch eine kurze Strecke. Und um halb sieben heute abend treffe ich mich in Diedenhofen mit meiner Frau! Auf Wiedersehen!"

Schüttelte die Hände — grüßte — sprang auf. Und sauste davon.

Im Flugzeug über die Zentralschweiz.

Von Leutnant B. Ammann in der schweizerischen Armee.

Am 25. Juli, früh am Morgen, fuhr ich zum Flugplatz in Dübendorf. Kein Wölklein war sichtbar und kein Blättchen bewegte sich an den Sträuchern, Flugwetter, wie man es nicht besser wünschen könnte. Ich hatte mich auf dem Kommando angemeldet und die Bewilligung zu einem Fluge erhalten, nachdem ich mit meiner Unterschrift auf jeden allfälligen Schadenersatz Verzicht geleistet hatte. Alle momentanen Bedenken waren verschwunden, und ich freute mich ungetrübt auf die kommende genußreiche Stunde.

Mit meinen beiden Zetteln, der eine die Bewilligung, der andere den Bon für Sturzhelm, Jacke und Brille enthaltend, begab ich mich auf das Flugfeld. Da fand ich einige Flugschüler im Grase liegen, die mit fachgemäßer Kritik ihre Übungsmaschine verfolgten, die abwechslungsweise von den jungen, angehenden Piloten bestiegen wurde. Im Hangar traf ich einige Fliegeroffiziere und ließ mir von ihnen einen jungen Piloten wählen, der mich durch die Lüfte steuern sollte. Der kaum vierzehn Tage alte Militärflieger-Adjutant-Unteroffizier hat seine Sache gut gemacht.

Der für uns bestimmte Doppelrumpf-Doppeldecker wurde „flugbereit" gestellt, während wir uns Sturzhelm und Sturmjacke verschaffen und die obligatorische Zigarette rauchten. Mein Pilot prüfte nochmals alle Spanndrähte, dann schlüpften wir in die Jacken, schnallten den Sturmhelm auf und bestiegen den Apparat.

„Also — ab, keine zu scharfen Kurven", rief ich ihm zu, dann fing der Motor an zu pusten, setzte noch einigemal aus, und es ging rüttelnd und schüttelnd über Stock und Stein. Es sah aus, als würde man Millionen von Fäden unter unseren Füßen durchziehen. Jetzt hate das Schütteln nachgelassen, die Striche waren verschwunden, und schon waren wir einige Meter über der Erde. In einer Spirale wand sich unser Vogel hinauf in sein Reich, und bald hatten wir die Schuppen tief unter uns. Immer kreisten wir noch über dem Flugplatze und schon folgte uns ein Begleiter. Als wir ungefähr 600 Meter Höhe erreicht hatten, nahmen wir Kurs nach West. Südlich von uns lag Zürich und unter uns die Maschinenfabrik Oerlikon. Ueber den großen Gasometern bei Schlieren, die uns schon vorkamen wie drei Reisnägel, wandten wir uns nach Süd-West, Richtung Luzern.

Inzwischen hatten wir eine Flughöhe von 1800 Meter erreicht. Die Seen links, rechts, vor und hinter uns, sahen sich an wie Wasserpfützen. Die Berge waren zu Hügeln geworden und die Wälder bedeckten sie wie Moos. Feine weiße Striche teilten die Felder in alle möglichen Figuren. Es waren die Straßen, die von schwarzen geraden Linien, den Eisenbahnen, durchquert wurden. Ich erblickte hier einen Zug, dort einen Dampfer; jener sah aus wie ein frisch ausgeschlüpftes Räupchen, dieser wie ein in ein Wasserbecken gefallenes Mücklein. Die Dörfer und Städte präsentierten sich wie Nürnberge Spielwaren und einzelne Gebäude wie Kieselsteine. Die Berneralpen strahlten in der Morgensonne uns wie Diamanten entgegen. Wir flogen über die Rigi. Jetzt gingen wir etwas tiefer und begrüßten Luzern mit einer Schleife.

Beinahe eine Stunde waren wir schon unterwegs, und es fröstelte mich allmählich trotz dem heißen Julitage derart, daß ich in die Hände hauchte und sie tüchtig zu reiben anfing. Immer noch schienen die Ortschaften langsam unter uns wegzuschleichen, obschon wir mit einer Geschwindigkeit von 120 Km. durch die Luft sausten. Aber ich fühlte mich dabei so wohl und frei, daß ich zu singen und pfeifen begann, trotzdem der Lärm von Motor und Propeller alles übertönte. Wir steuerten wieder Zürich entgegen und konnten im Norden, gegen Deutschland hin, eine sonderbare Naturerscheinung beobachten. Der Himmel teilte sich durch ein Linie in zwei Hälften scharf ab; es schien mir ein Aquarium zu sein, auf dessen Wasserspiegel Pflanzen schwimmen. Sie schnitt wunderbare Raphaelwolken entzwei, von welchen der obere Teil schneeweiß herausragte, der untere, wie im Schlamm versunken, schwarz sichtbar war. Wieder begegneten wir einem Kameraden, diesmal aber nicht einem Piloten, sondern einer kleinen, weißen molligen Wolke. Sie warf einen Schatten auf die Erde, von uns aus gesehen mindestens fünfzigmal größer, als die Wolke in Wirklichkeit war. In ihrem Schatten sahen die Flüsse nicht mehr aus wie silberne Bänder, wie sie der Dichter besingt, sondern wie graue Würmer, die im Kote wühlten.

So studierten wir auf der Rückfahrt die Eigentümlichkeiten der Welt, während wir auf der Hinfahrt die Landschaft bewundert hatten. Ich war nicht angenehm überrascht, als ich Zürich beinahe unter uns erblickte. Wir hatten das Maximum unserer Flughöhe erreicht und kreisten in 2100 Meter Höhe über der Limmatstadt.

Da ein Ruck — unwillkürlich hielt ich mich fest, weil ich glaubte, so nicht herunterstürzen zu können — und in steilem Gleitfluge ging es in drei Minuten aus 2100 Meter auf 700 Meter hinunter. Ein Brummen und Summen tönte in meinen Ohren, daß ich glaubte, das Trommelfell zerspringe. Dann wurde es wärmer, als käme man in die Nähe eines Ofens, und mir war es, als glühte ich vor Hitze. So glitten wir in der Höhe von einigen hunderi Metern über den Zürichberg abwärts, dann kamen wir immer tiefer über die Dächer, dann über Bäume hinweg und zuletzt mit schwindelnden Gefühlen wieder über die Millionen Fäden und Striche der Gräser und Steine. Einige schwache Schläge, ein Rollen, und unser Vogel stand, seinen Atem verlierend, vor seinem Neste.

Ich drehte mich um, reichte dem jungen Militärflieger die Hand und gratulierte zur glatten Landung. Dann verließen wir die Maschine, zündeten eine Zigarette an, zogen uns um und meldeten uns beim Kommandanten zurück. Anderthalb Stunden nur hat der herrliche Flug gedauert.

Kohlen für Theater.

Die Deutsche Bühnengenossenschaft hat an den Reichskanzler eine Eingabe gerichtet, worin sie um ausreichende Heizstoffversorgung für die deutschen Theater während des kommenden Winters bittet, um die Durchführung der Spielzeit zu ermöglichen.

Das Grauen vorm Freunde.

Eine Skizze aus Flandern, von Reinhard Wendel, Artilleristenmaat.

An der Yser, im Mai. Es ist eine ganz eigenartige Stimmung jetzt im Frontsoldaten. Um ihn grünt und sproßt es und drängt ans Licht. Der Spatz lärmt um den Halm, den er zum Nestbau braucht, der Star übt einen Minnesang, und auf den Ruinen flandrischer Häuser flötet die Amsel ein inniges Lied. Die Natur rüstet sich zum Auferstehungsfest, und der Mensch spürt auch hier, inmitten von Gefahr und Tod, in sich die Vorbereitungen, die sie trifft. Er freut sich ihrer, atmet tief und vom Druck langer sonnenloser Tage befreit. Und spürt doch, wie gerade jetzt etwas an seinen Nerven reißt. In dieser lauwarmen Luft, die über den Schützengräben flimmert, lauert ein Etwas, liegt für ihn ein Ahnen naher Ereignisse, und die Reinheit des Frühlingshimmels, von dem die Sonne herablacht, empfindet er als Trug. Mühelos dringt ja jetzt der spähende Blick des Beobachters in die Weite, unermüdlich halten aus den Lüften gelbe Riesenvögel Ausschau: die Hoch-Zeit des Artilleristen beginnt, und mit ihr der neue wilde Tanz, in dem die zartfreudigen Auferstehungsmelodien der Natur jählings ertrinken.

Für mich ist Ruhetag, und ich entfliehe der Enge des Unterstandes und wandere landeinwärts in den prachtvollen Frühlingstag hinein. Ein Städtlein hinter der Front ist mein Ziel. Ich weiß dort einen frischen Trunk und hübsche Augen. Dort geht der Bauer noch friedlich hinter seinem Pflug, wenn auch täglich die dröhnenden Stimmen des Krieges an sein Ohr klingen. Es ist ein bitteres Schicksal, das ihn zu dem Wunsche zwingt, der Feind möge nie aufgeben müssen, was er jetzt inne hat vom Heimatboden. Aber sein Verhalten dem deutschen Soldaten gegenüber zeigt, daß ihn dieser Zwiespalt in seiner Brust nicht mehr drückt.

Ich komme an einer feuernden Batterie vorüber und verfolge mit dem Ohr die schweren Geschosse, die rauschend zum Feind hinübergehen. Ein Flieger schwebt über mir und weicht geschickt den Wölkchen der Schrapnells aus, die ihn hartnäckig verfolgen. Singend saust ein Sprengstück zur Erde nieder und taucht zischend neben mir in den nassen Wiesengrund. Entsetzt hoppelt ein Häslein über den schmalen Wassergraben, der seinen Weg zu hemmen sucht, und kreischend fährt aus dem Grase ein Hühnerliebespärchen hoch, das mein Kommen im traulichen Beieinander stört. Ich zucke zusammen — zwei kurze, dumpfe Schläge in der Ferne, und schon durchschneidet ein unheimliches Pfeifen die Luft. Krachend sitzt der Aufschlag, und sekundenlang stehen drei haushohe Säulen vor der Batterie, die ich eben im Feuer sah. Zu kurz, zu kurz, ihr Herren . . .! Irgendwo im Süden tobt ein schwerer Kampf der Geschütze. Als ob sich ein schweres Gewitter grollend verzöge, rollt der dumpfe Donner zu mir herüber. Fesselballons stehen im Hintergrund, und ihre langen Schwänze wehen leicht im Winde.

Ich habe die Straße erreicht, die zum Städtchen führt, und überquere sie, um schneller am Ziel zu sein. Reiher rudern in geringer Höhe über mich hinweg und zwei Krähen setzen einem Bussard hartnäckig zu. Geschickt entweicht der Raubvogel seinen Widersachern — wie ein Flieger, der sich durch hundert Kniffe vor seinen Verfolgern in Sicherheit zu bringen weiß.

Aus dem Grünen tritt das erste Gehöft hervor. Ich bleibe stehen. Rinder sind auf der Weide und Schafe, auf deren dünnen Beinchen feiste, dickwollige Körper sitzen. Friedlich und freundlich sieht alles aus, der Acker und die Wiesen und das weißgestrichene Haus mit den blanken Fenstern und grünen Läden . . . Und dann trinke ich bei den Feldgrauen einen Schoppen prächtiges deutsches Bier, und von etwas zarterer Hand lasse ich mir anderswo ein „Pintje" Kaffee bringen und schwatze mit den dunkelköpfigen Fläminnen über wenig kriegerische Dinge.

Da geschieht etwas, daß mir einen Herzschlag lang das Blut stockt; die Mädchen aber, die Mutter und die Ahne am Ofen kreischen auf in höchstem Entsetzen. Ein unheimliches Sausen ist plötzlich in der Luft und ein gellender Schlag zerreißt den Frieden des sonnigen Frühlingstages, den Frieden des kleinen Städtchens, das ganz unerwartet von den Franzosen, den Freunden seiner Bewohner, vielleicht selbst von einer belgischen Batterie mit schwerem Kaliber beschossen wird!

Es wird immer zu meinen traurigen Kriegserinnerungen gehören, was sich jetzt vor meinen Augen abspielte. Eine solch wahnsinnige Angst lag über dem ganzen Ort, daß jeder ermunternde, jeder beruhigende Zuruf nutzlos war. Ich redete auf eine junge Mutter ein, die, ihr Jüngstes auf dem Arm, mit todblassem Gesicht auf der Straße stand und sich vor Schreck nicht von der Stelle rührte. Sie blickte mich starr an, als habe sie den Verstand verloren. Erst als alles neben ihr dem Ausgang des Ortes, der freien Landstraße zu stürzte, kam Leben in sie und sie ließ sich mit fortreißen. Kinder schrien und die Männer gingen mit erkünstelter Festigkeit neben ihnen her. Alte Frauen wurden fortgeführt. Ihre Lippen bewegten sich wie im stummen Gebet, und auf den runzligen Gesichtern lag ein Ausdruck, der ganz abseits lag von Verstehen und Ueberlegen. Ich habe schon vorher, bei ähnlichen Gelegenheiten, alte Menschen gesehen, die der Krieg mit harter, grausamer Hand aus ihren Häuschen treibt, das sie ein Lebensalter lang bewohnt haben. Ihr Anblick tat mir stets in tiefster Seele weh. Von den „Freunden", den „Beschützern" des Landes, den eigenen Brüdern womöglich von Haus und Hof vertrieben, hingemordet zu werden — ist das nicht grausam?

Das Tagewerk des Papstes.

Wenn um halb sechs von den nahen italienischen Kasernen die Trompetenstöße der Reveille ertönen, erwacht auch der Vatikan zum Leben. Die Glocke der Capella Paolina erschallt, die Stadtsoldaten der Guardia Palatina kriechen aus den Federn und die biederen Schweizer der „Guardia Svizzera" greifen zur Hellebarde. Im Vatikan wird es allenthalben lebendig, Kinder der Angestellten, Dienstboten, Köchinnen, kurz eine ganze Bevölkerung erfüllt die zahllosen Höfe, Treppen und Gassen. Notabene diese Laien-Bevölkerung wird demnächst aus dem eigentlichen Bereiche des Apostolischen Palastes verschwinden, denn der Papst hat den Bau von besonderen Wohnhäusern für die päpstlichen Angestellten, in der Nähe der Porta Trionfale, aber innerhalb der Vatikanischen Mauern, angeordnet. Eine Maßregel, die nicht weniger als zwei Millionen kosten soll, obschon das Bauterrain ja garnicht in Frage kommt. Zur selben Zeit, als die italienischen Trompeten den Vatikan geweckt, erscheint des Papstes Kammerdiener, der im Zimmer neben seinem Herrn schläft, im Gemache S. H., hilft dem Papste bei der Toilette und dient nachher bei der Messe als Sakristan.

Der Messe, die der Papst in seiner „Capella Privatissima", auf demselben Stockwerke mit dem Schlafgemache, abzuhalten pflegt, wohnt niemand an. Erhalten dann und wann gewisse hochgestellte Personen Erlaubnis, der päpstlichen Messe anzuwohnen, so bedeutet dies für den heiligen Vater immer ein Opfer, denn er hat sich nach dem unteren (dem zweiten) Stocke zu begeben, wo sich die „Capella Privata" befindet, die in sofern die Zulassung von Publikum gestattet, als sie einen ziemlich großen Vorraum besitzt. Von diesem Vorsaal aus wohnen die Geladenen dem Meßgottesdienste an . . . . . Nach der Messe nimmt der heilige Vater seinen Morgenkaffee und zwar in seinem Schlafzimmer, und begibt sich darauf etwa um 8 Uhr nach seinem Arbeitszimmer, wo bereits einer Sekretäre anwesend ist. Von 8 bis 9½ widmet sich [illegible] der Durchsicht der eingelaufenen [illegible] korrespondenz und läßt sich über die Ereignisse in Italien und dem Auslande informieren. Zeitungen liest der Papst nur ausnahmsweise. Um 9½ Uhr steigt der Papst eine enge Wendeltreppe zur Bibliothek hinab, wo ihn der Kardinal-Staatssekretär erwartet. Es beginnt nunmehr der Vortrag des Staatssekretärs, der heuer nach Ausschaltung der unter Leo so einflußreichen Alt-Kardinale gewissermaßen der einzige Ratgeber des H. Vaters ist. Um elf Uhr erscheint der Zeremonienmeister, um die Audienzen des Tages vorzubereiten. Und diese Audienzen folgen sich bis 1 Uhr in ununterbrochener Reihe. Am angenehmsten für den Papst sind die Massenaudienzen, wo sich der H. Vater auf einige Worte und auf Erteilung des Segens beschränken kann. Anstrengend dagegen sind die Privataudienzen, die bis ein Uhr dauern und wo der Papst mit zahllosen Personen über alle möglichen Themata sprechen muß. Schlag ein Uhr speist der H. Vater oben im dritten Stockwerk, aber nicht etwa allein, wie die Etikette vorschreibt, sondern in Gesellschaft seiner beiden Sekretäre, die aber an kleinen Tischen neben dem Papste essen. Nach dem Mittagessen kurze Siesta, dann Spaziergang im Garten, und um 4 Uhr schon wieder neue Audienzen. Es handelt sich jetzt um solche Audienzen, die von politischer oder sonstiger Wichtigkeit sind, und von denen kein amtlicher Bericht erzählt; um sechs Uhr konferiert der Papst mit seinem „Finanzminister", dem die nicht ganz leichte Aufgabe obliegt, Einnahmen und Ausgaben des H. Stuhles in Einklang zu bringen. Die direkten Einnahmen beziffern sich nur auf drei Millionen, dagegen betragen die Ausgaben sechs Millionen. Nachdem der Papst und der gesamte Hofstaat den Segen in der „Capella Paolina" empfangen, begibt sich der H. Vater nach seinem Arbeitszimmer im Oberstock zurück zur Erledigung seiner Privatkorrespondenz, die gewöhnlich anderthalb Stunden in Anspruch nimmt und erst gegen 9 Uhr speist der Papst, wieder in Gesellschaft seiner getreuen Sekretäre zu Abend, worauf ein Spielchen oder ein Plauderstündchen folgt. Damit ist das gewiß sehr reiche Tagewerk des Papstes zu Ende.